

Die Ikone
vom Unverbrennbaren
Dornbusch

Martin Grahl
Fehmarn West

© 2023 Dr. Martin Grahl

ISBN Softcover: 978-3-347-93175-6

ISBN E-Book: 978-3-347-93176-3

Druck und Distribution im Auftrag:
tredition GmbH,
An der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Germany

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Für die Inhalte ist verantwortlich. Jede Verwertung ist ohne
unzulässig. Die Publikation und Verbreitung erfolgen im Auftrag , zu
erreichen unter: tredition GmbH, Abteilung "Impressumservice", An
der Strusbek 10, 22926 Ahrensburg, Deutschland.

*Die drei im Buch abgebildeten Ikonen befinden sich in meinem
Privatbesitz.*

*Weitere Schriften vom Verfasser auf der Autorenhomepage zu
finden:*

www.martingrahl.com

Die Ikone vom Unverbrennbaren Dornbusch



*Die Inschrift über der Ikone lautet:
Unverbrennbarer Dornbusch – die allerheiligste
Gottesmutter*

Dieser Ikonentyp kam im 16. Jahrhundert auf. Es gibt etliche Varianten von ihm. Im Unterschied zu reinen Personenikonen und Bildern, die eine biblische Geschichte darstellen wie die Verklärung Christi, haben wir es hier mit dogmatischen Aussagen zu tun. Dabei



fällt sogleich ein wesentlicher Unterschied in der Tradition von Westen und Osten auf. In Westeuropa war seit dem Hochmittelalter die logische, systematische Erklärung des Glaubens das Ziel der Theologie. Die dogmatischen Einsichten, die Elemente der Liturgie wurden intellektuell entfaltet. Anders im Osten. Dort lag das Gewicht auf der Liturgie. Bis heute sind Predigten in der Ostkirche häufig mehr eine Auslegung und Erläuterung der Liturgie und weniger der Bibeltexte für sich, die dann ohne geschichtliche Vermittlung unmittelbar zum Hörer sprechen sollen. Dieser unterschiedliche Umgang hat auch mit der unterschiedlichen Kunst- und Bildauffassung zu tun. Der mimetischen, nachahmenden Kunst entspricht die Erklärung von Objekten. Die Umgekehrte Perspektive der Ikonenkunst ist dagegen Teil der Liturgie. Sie illustriert nicht erklärend, sondern ist Vollzug des Dialogs von Gott und Mensch.

Im 15. Jahrhundert der Spätgotik in Westeuropa wurden verschiedene ikonographische Ideen mehr und mehr miteinander frei kombiniert, bis sich das damit verbundene Wissen und Verstehen immer mehr verlor, bzw. oberflächlicher wurde. Dagegen perfektionierte sich im Zuge der (mittelalterlichen) Renaissance die Fähigkeit, Mensch und Natur „realistisch“ darzustellen, nachzuahmen. Die Wirklichkeit, um die es in der Ikone geht, ist dagegen Gottes Wirken zugewandt. Die Gegenstände auf einer Ikone sind gemäß westlicher Vorstellungen verkehrt herum dargestellt, was man lange für naiv und falsch hielt. Das war aber kein Zeichen von Unkenntnis oder Unfähigkeit. Es geht um eine andere Blickrichtung. So sprechen wir im Gottesdienst nicht einfach über das Evangelium, sondern bekommen es zu hören. In der Liturgie sprechen wir vom „Wort des lebendigen Gottes“ an uns. Das Objekt der Ikone ist nicht Maria oder eine biblische Geschichte, das Dargestellte, sondern die Ikone ist Subjekt. Ihr Objekt, bzw. Gegenüber sind wir als Betrachtende, mit der Ikone Betende.



Der Ikonentyp vom Unverbrennbaren Dornbusch hat auch einen Platz im slawischen Ikonenfestkalender, nicht von ungefähr am 4. September, dem Tag, an dem auch der Geschichte vom Dornbusch Ex 3 gedacht wird. Es geht bei dem Bild nicht nur um die alttestamentliche Geschichte von Mose, sondern es handelt sich um eine Marienikone besonderer Art. Auf dem Rand ist bei unserem Beispiel passend in einer eigenen kleinen hinzugefügten Ikone der Märtyrer Nikita dargestellt. Die Ikone entfaltet sich in ihrer Bedeutung vielfach und wurde zu einem eigenen Glaubensbekenntnis. Dieses Bekenntnis ist allerdings eigener Art, es wird einem zugesagt. Man kann es schauen und es ruft nach Zustimmung nicht intellektueller Art, sondern im Herzen.

Im Mittelpunkt der Ikone ist Maria mit Kind in einem Doppelkreis zu sehen. Hinter ihr bilden zwei Vierecke aus einander berührenden Kreisen zusammen einen achteckigen Stern. Die gesamte Ikone ist wie mit Kreisen konstruiert, ich habe etwa 60 gezählt, ohne die Heiligenscheine. Es geht um die Inkarnation Gottes, ein mutiges Thema für ein Bild.

Auch im Westen gab es in der Allegorie das feste Muster der Verbindung von der Erscheinung Gottes im Dornbusch und dem Wunder der Menschwerdung Gottes. Man sieht Mose und den Dornbusch so zum Beispiel auch am Kreuzaltar (um 1370) im Doberaner Münster auf der Marienseite. Diese Allegorie wurde im Mittelalter also auch in der westlichen Kirche selbstverständlich verwandt. Das geht weit über die bloße Parallelität hinaus, nachdem der Busch nicht verbrannte und Maria Jesus als Jungfrau gebar. Schon das große altkirchliche Bekenntnis Symbolum Athanasii verwies darauf, dass wir dieses Geheimnis nicht physisch verstehen sollten.

Unsere Ikone ist nicht nur im Detail sehr gut gemalt, es ist unter den Varianten ein inhaltlich besonders ausgefeiltes Beispiel. Entstanden mag sie irgendwann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Bereich des Moskauer Patriarchats sein.



Einen aktuellen Bezug dieses Ikonentyps gab 2008 der ukrainische Präsident Wiktor Juschtschenko im Ukas № 830/2008. Die Ikone wurde verbunden mit dem „Tag des Retters“ zum 12. September neuen Kalenders (= 4. September alten Stils). Es handelt sich dabei um eine Art Tag des Katastrophenschutzes. Besonders der Feuerwehr ist dieser Tag gewidmet, sowie der Folgen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl.

Der slawische Titel der Ikone vom *Unverbrennbaren* Dornbusch gibt bereits den Bezug auf Maria. Der Dornbusch vor Mose hätte durchaus verbrennen können. Das Wunder bestand ja gerade darin, dass er es nicht tat. Anders verhält es sich mit dem Heiligen Geist und Maria. Das Feuer des Heiligen Geistes verbrennt den Mensch nicht. Die Feuerzungen auf den Aposteln zu Pfingsten waren kein bloß „echtes“ Feuer. Hier verhält es sich umgekehrt: Kein Feuer ist so wahrhaftig wie das des Gottesgeistes. Selbst die mächtige Sonne ist nur Bild Gottes. Damit erschließt sich auch die Darstellung um Maria herum: Die Geistesgaben nach Jes 11 bilden den Stern Marias.



Jesaja und der Reis Gottes (Jes 11)



Inschrift: Jes 11, 1

1 И њзыдетъ жезлъ њзъ корене ѡссеева, и цвѣтъ ѡ корене єго
взыдетъ:

Der Text am Rand ist davon leicht abgewandelt. „Und hervorkommen wird ein Schössling aus der Wurzel Isais, und eine Blume wird aus der Wurzel emporsteigen“, so die LXX und der kirchenslawische Text. Die Blume ist demnach Christus. Damit ist auch die Grundidee der Ikone bezeichnet. Das ganze gleicht nicht nur einem Stern, sondern auch einer Blüte.



Es ist an den Strauch *rubus ulmifolius* (*sanctus*) gedacht. Er hat eine violette Blüte auf grünem Grund, in der Mitte ist sie jedoch orange oder blutrot. Diese einfache (wilde) Rose hat nur fünf Blütenblätter, aber sie sind abgerundet wie auf der Ikone. Sie wird mit dem Dornbusch auch im St. Katharinenkloster am Sinai als Hinweis auf die Mosegeschichte verehrt. Die Mittelmeer-Brombeere hat im Gegensatz zu den runden Blütenblättern spitze Kelchblätter.

Die Blütenform kann durchaus auch Pate gestanden haben bei der Ikone. Hier ist alles ja umgekehrt dargestellt, man sieht die Rose gewissermaßen von unten her.

In Entsprechung zum vorigen Bild sieht Jesaja liegend im Traum ebenfalls Christus in einem Baum, dem „Reis“ aus Isai. Wir kennen in der westlichen Ikonographie den Typus des „Stammbaums Jesu“. Hier nun ist im goldenen Kreis *Jesu Christi* Gesicht zu sehen mit dem Kreuz im Nimbus.

Die geöffnete Rechte des Propheten weist auf sein Traumbild.

Äußere Entsprechungen wurden in der altkirchlichen „allegorischen“ Exegese selten als Zufall genommen. Übereinstimmungen helfen dabei, innere Beziehungen zwischen Geschichten und Ereignissen zu erkennen.

Der Hintergrund der Geschichten ist hier im Rotton gehalten, der an den Himmel gemahnt. So sind sie auch mit wolkenähnlichen Bögen, je vier, von der Ikone sonst abgetrennt. Ihnen entsprechen zahlenmäßig die Bögen der Engel gegenüber.

Hintergrund und Rahmen sind in brauner Erdenfarbe gehalten, was auf uns einen fast monochromen Eindruck macht. Das die gesamte Ikone bestimmende Rotbraun ist mit Gelb abgemischt. Man bedenke, dass solche Farbigekeit auch in Westeuropa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr gefragt war.



In der (roten, himmlischen) Spitze sieht man das Symbol von Johannes, den Adler. Er steht für den Geist Gottes. In Jes 11,1-3 sind auch die Geistesgaben aufgezählt, die bei den dargestellten Engeln zitiert werden: der Geist der Weisheit, des Verstandes, des Rates und der Stärke, der Erkenntnis und der Furcht des Herrn.



Die Engel der inneren Sternblätter



Es sind insgesamt 12 Engel, vier im inneren, dunklen Viereck auf dem Sternfeld, acht Engel außen. Zählt man die Evangelistensymbole hinzu, sind es sechzehn, 4x4.

Die Ikone ähnelt in ihrer Mitte dem Ziffernblatt einer Uhr. Sieht man vom Nachthimmel in der Mitte ab, bleiben zwölf Felder mit Engelssymbolen für den Tag übrig. Die Vollendung der Zeit liegt in Gottes Ewigkeit.

Der Hintergrund mit den Sternen erinnert an Gen 15, die Verheißung Gottes an Abraham. Seine Nachkommen, Glaubende im Volk Gottes, sollen zahlreich sein wie die Sterne am Himmelszelt. Der innere Kreis ist hier dunkel gehalten und zeigt das Irdische an, grüne Linien umziehen den Nachthimmel. Die geometrische Form ist durch vier aneinander stoßende Kreise gebildet.

Der untere Engel breitet seine Arme segnend aus, in den Händen zwei Bücher, ich deute sie auf das Alte und das Neue Testament.

Es ist auffällig, dass bei dieser Ikone nur ein einziges Gesicht den Betrachter wirklich anschaut: Christus auf der Brust Mariens. Die Ikone soll offenbar zum meditativen Gebet reizen, dem Glaubensverstehen dienen. Alle Engel schauen zur Seite, die Engel oben und unten folgen der Blickrichtung Marias. Nur drei der insgesamt 12 Engel schauen auf Jakobs Traum, alle anderen sehen auf die Kirche unten links.

Der obere Engel hat zwei (nur sehr schwach sichtbare) Stäbe in den Händen. Er ist offenbar als ein Bild der Herrschaft Gottes zu verstehen. Vom linken Engel geht ein Feuerstrahl aus, Gottes Geist. In der anderen Hand trägt er ein eckiges Gefäß, das ich nicht recht zu deuten weiß. Am ehesten fällt mir dazu das Attribut des Erzengels Raphael ein, bisweilen entsprechend seinem Namen dargestellt mit einem Medizinkästchen: „Gott heilt“. Die Aussage würde also hier lauten: Gottes Geist heilt unsere Seele. Der Engel auf der anderen Seite zeigt, dass Gott uns behütet.



Die Ikone

als dogmatisches Meditationsbild

Eine orthodoxe Ikone ist Teil der Liturgie. Sie ist für das Gebet geschaffen. Ihre Umgekehrte Perspektive zeigt an, dass mich durch sie der Himmel anspricht, auf mich schaut. Ich setze mich bei ihrem Anblick der göttlichen Gegenwart aus. Eine Ikone wird als Typ durch die Synode bestätigt und seine Kopien durch einen Priester geweiht, das heißt, in den liturgischen Dienst genommen. In der Russisch (und nun auch Ukrainisch) Orthodoxen Kirche ist einigen Ikonentypen auch ein Festtag gewidmet, ganz wie Engeln und Heiligen, sie werden wie Personen wahrgenommen.

Besonders eine Ikone wie die vom Dornbusch trifft auch eine Aussage, bzw. ein ganzes Geflecht, fast wie eine eigene liturgische Ordnung. Sie besteht aus einzelnen Elementen, hat aber auch eine gemeinsame, sich aus ihnen im Zusammenhang ergebene Aussage. Die vorliegende Ikone beruht zudem nicht nur auf liturgischen, poetischen Texten, sondern bildet selbst eine Art Liturgie, die ohne den Kontext der betenden Kirche unverständlich bliebe. Die besondere Art der Liturgie einer Ikone unterscheidet sich von dem Geschehen in der Kirche durch Gleichzeitigkeit. Sie geschieht im Moment, nicht im Nacheinander von Texten und Riten. Dieser Moment dauert an. Der Blick mag wandern, aber immer ist es das Ganze, worauf es ankommt. Jede Einzelheit ist mit dem Rest der Ikone verknüpft.

Damit gibt sie uns auch einen entscheidenden Hinweis auf das Verständnis Orthodoxer Liturgie. Auch bei ihr handelt es sich um ein Gebilde, das nicht in Einzelteil aufgelöst werden sollte. Um es im Muster unserer Gottesdienste zu sagen: Keine Fürbitte ohne Segen, keine Predigt ohne Abendmahl,...



Ich habe nun die Einzelheiten der Ikone beschrieben, erklärt und auf Zusammenhänge hingewiesen. Jede Einzelheit gewinnt durch die anderen Einzelheiten Bedeutung und verweist zugleich auf die Kontexte, denen sie entnommen sind, auf die Prophetie des Jesaja, den Hebräerbrief, die Evangelien und so fort, aber auch auf das gesamte Geschehen der sonntäglichen Liturgie und die Geschichte der Kirche.

Bleibt die Betrachtung im Objektiven, im Abstand des Denkens und Urteilens aus der Distanz stecken, habe ich die Ikone gewissermaßen aus dem Heiligen Raum der Liturgie entfernt, herausgenommen, wie in ein Museum versetzt, in der künstlichen Beleuchtung belassen. Es muss wieder die Kerze davor gestellt werden und ich muss beginnen, mit dem Bild zu beten. Der Akafist zur Ikone aus dem 19. Jahrhundert dient der Ikone, gibt uns die Möglichkeit, die Ikone zum Fest zu erheben.

Ein „Akathistos“ verlangt vom Wort her das Stehen. Gemeint ist damit nicht nur eine Äußerlichkeit, ein verpflichtender Ritus. Diese Gebete preisen Gott, sind dem Glaubensbekenntnis verwandt. Sie sind dogmatisch. In der Orthodoxie ist es üblich zu sprechen: So sagt es die Liturgie. In modernen Gottesdiensten evangelischer und auch katholischer Kirchen, wo sehr frei mit dem Gottesdienst umgegangen wird, fällt uns diese Redeweise aus verständlichen Gründen schwer. Uns ist da Entscheidendes verlorengegangen.

Bei dieser Ikone handelt es sich um eine spezielle Art bildlichen Denkens. Man könnte diesen Vorgang versuchen, mit dem modernen Begriff der Struktur zu erfassen. Wir denken vielfach in Strukturen, Mustern. Das sind Ordnungsbegriffe. Ereignisse, Geschichten und Begriffe werden durch definierbare Strukturen aneinander gebunden, einander zugeordnet.

Bildliches Denken bei den Ikonen verfährt nicht logisch wie in unserem berechnenden widerspruchsfreien Denken. Es verbindet Ereignisse und Personen auf eigene Weise, nicht nur im Bild selbst. Das Grundgesetz der



Ikonen, dass Personen jeweils bezeichnet werden müssen, geben uns den entscheidenden Hinweis dieser Art von Zusammenhängen. Zu Ikonen verhält man sich wie zu einem anderen Menschen, nicht wie man Dinge einander „sachlich“ zuordnet. Hier und in der Allegorie der Alten Kirche überhaupt bezeichnet nicht ein Wort oder Bild einfach etwas anderes, sondern es kommt auf die Beziehung von einem zum anderen an.

Im Zentrum der Ikone vom Dornbusch steht Maria. In ihrer Person laufen die Fäden zusammen, so wie in unserem eigenen Herzen alle Welt zusammenkommt. Stirbt ein Mensch, geht eine Welt unter. Maria ist ohne Christus nur ein Name unter anderen. Auch wir sind ohne Gott nur Exemplar einer biologischen Gattung.

Die alttestamentlichen Texte bekommen über ihre ursprüngliche Bedeutung hinaus kraft der altkirchlichen Allegorie einen neuen, besonderen „Sinn“. Als Sinn kann man nur etwas bezeichnen, wenn es außerhalb seiner selbst einen Bezugspunkt findet, und dieser muss bei einer Person auch selbst Person sein. Die biblische Aussage, dass wir zum Bild Gottes erschaffen sind, gibt unserem Leben darum einen Sinn, der über unsere Tage hinausgeht.

Die bildliche Ordnung einer Ikone funktioniert wie poetisches Denken, offen und zugleich äußerst konkret. Sie erschafft eine Konkretion besonderer Art. Der betend Betrachtende lässt sich anschauen. Solche Bildtexte eröffnen eine Art Raum zwischen mir und dem Dargestellten. Man kann sich in ihm bewegen. Diese Bildvorgänge sind auf andere Weise komplex als wir es von westlicher Maltradition kennen. Ich kann – so ein Bild im Herzen – mich in ihm als Glaubender bewegen. Ikonen sind nicht nur Bilder vom Glauben, in ihnen ereignet er sich. Er wird nicht begrifflich, logisch definiert, sondern bildlich festgeschrieben. Solche „Definition“ des Glaubens geht über die Schleiermachersche Bestimmung des Glaubens als Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit hinaus und ist trotz der Komplexität konkret.



Eine Ikone wird mir zu einem Gegenüber. Sie lässt den Glaubenden sich sinnerfüllt erfahren, denn es geht ja umit der Ikone, die ihn anschaut um ihn selbst, und nicht nur um etwas, was man objektiv mit Abstand betrachten sollte. Glaube gibt, was die Welt nicht geben kann. Liebe lässt uns Ähnliches erfahren: Ich erhalte Sinn und Frieden nicht aus mir selbst. Gottes Reich ist nicht von dieser Welt, gibt ihr aber eine Ausrichtung, die sie von sich selbst nicht haben konnte.

Ikonen sind eine dem Glauben angemessene Art der Sprache. Dogmatik und Bekennen in der Liturgie sind personales Geschehen, und das Sujet gerade unserer Ikone zielt sehr direkt auf uns, denn es hat den Menschen im Gegenüber zu Gott im Blick. Wir sind Leib und Seele und hoffen auf eine ganzheitliche Auferstehung. Das entspricht der Inkarnation und Auferstehung Christi, den zwei Naturen Jesu Christi als Mensch und Gott. Wir haben nicht diese zwei Naturen, hoffen aber auf eine Vergöttlichung, die nicht in den Kategorien von Naturwissenschaft, physisch zu verstehen ist. Unsere „Vergöttlichung“ ist geschenkte Anteilnahme, ungeschuldete Gnade, um mit Henri de Lubac zu sprechen.

Man kann Geschichten, Ereignisse und Texte aneinander reimen, indem man auf Entsprechungen hinweist. Man kann von der Ikone ausgehend predigen. Auch ist es möglich, mit theologisch systematischen Sätzen vom Bild her zu argumentieren, die Bildsprache in abstrakt logische Aussagen übersetzen. Der Ikone werden wir jedoch am besten gerecht, wenn wir uns dieses Bild mit seinen Bezugnahmen verinnerlichen, einprägen, etwas von seiner Bedeutungsvielfalt erschließen, im Anschauen uns lebendig halten.

In unserer westlichen Tradition würden wir den Umgang mit solcher Ikone als Kontemplation bezeichnen. Im Zentrum der Aussage der Ikone steht das Wesen der Kirche. Anders als im Augsburgischen Bekenntnis mit seiner Definition der Kirche als Versammlung der Gläubigen liegt hier der Schwerpunkt auf dem



Persönlichen und dem Wesen des Menschlichen gegenüber Gott. Der Gemeinschaftsgedanke findet sich dagegen eher in den Verklärungsikonen. Abendmahlsbilder kennt die Orthodoxe Kirche weniger, es gibt sie, aber sie sind nicht so verbreitet. Eine indirekte Darstellung ist die der drei Engel unter den Eichen von Mamre bei Abraham, die berühmte Dreifaltigkeitsikone. Der Akzent liegt auf einem anderen Punkt.

Das ökumenische Gespräch möge nicht nur der Bereicherung dienen, sondern auch dem Verstehen, was einem selbst noch fehlt oder auch verloren gegangen ist.

Betrachter der Ikone

Zu jedem gesprochenem Wort gehört, der es hört. Die Nachricht kommt in ihm zum Ziel. Gerade bei einem so komplexen Bild wie unserer Ikone bleibt es fraglich, wie viel und was von der intendierten Botschaft auch ankommt. Hier gehört eine Menge an Wissen und Information dazu, aber auch die Fähigkeit, mit so einer Art von Bildern umzugehen. Das unterscheidet unser Beispiel deutlich von einer Marienikone wie der hier im Anhang abgebildeten Gottesmutterikone von Tichwin. Für sie gibt es eine Herkunftslegende. Sie soll sich ein halbes Jahrtausend in Konstantinopel befunden haben, bevor sie auf wunderbare Weise, von Engeln getragen, um 1400 herum Fischern auf dem Ladogasee erschien. Über dem Fluss Tichwinka blieb sie stehen und an seinen Ufern erbaute man ihr eine Kirche. Die Kirche verbrannte, aber die Ikone blieb unversehrt. 1510 wurde für sie ein Steinkirche errichtet und Iwan Grosny stiftete dann auch ein Mönchskloster ihr zur Ehren...

Die Ikone galt als wundertätig und wurde wieder und wieder kopiert. Man betet vor ihr besonders um Gesundheit und Heilung. Ein bestimmtes Gebet gehört



zum Bild. Aber es lässt sich auch ohne Kenntnis der Geschichte und der genauen Formulierung des Troparion mit ihr beten.

Die andere hier im Buch abgebildete Ikone mit den drei Kirchenlehrern verweist auf bestimmte Theologen, die in der Geschichte der Ostkirche eine herausragende Rolle gespielt haben. Ich habe ein modernes Kinderbuch in russischer Sprache zu diesem Ikonentypus in der Reihe „Unsere Orthodoxen Heiligen“. Zu dieser Ikone mag man Geschichten der Abgebildeten kennen. Die Ikone dient somit dazu, ihr Gedenken in Ehren zu halten. Sie stärkt das Selbstbewusstsein der Orthodoxen Kirche und zeigt, wie Gott seine Kirche lenkt und leitet. Auch sollte jedermann wissen, dass man diesen drei frommen Männern die Göttliche Liturgie verdankt. Mit segnender Gebärde schauen die drei „Heiligen Hierarchen“ den Betrachter an. Dem gelehrten Theologen sagt die Ikone viel, denn er verbindet mit den Abgebildeten Texte, mit denen er glaubt. Ein mit diesen Texten und Geschichten nicht vertrauter Mensch besonders im Westen Europas kann in der Regel nicht einmal die Namen auf dem Bild entziffern. Ihm gefällt das Bild vielleicht, aber es spricht kaum zu ihm. Es mag ihm Wohnzimmerdekoration oder Wertgegenstand sein. Drei fromme Geistliche einer ihm fremden, verschlossenen Welt schauen gutmütig auf den Betrachter. Viel mehr geschieht nicht zwischen ihm und dem Bild.

Die Ikone vom Unverbrennbaren Dornbusch dagegen verlangt noch weit mehr an Verstehen. Ich habe nun also in meinem Büchlein hier die Bedeutungsvielfalt der Ikone mit Informationen und Beobachtungen entfaltet. Dabei brauchte ich aber nicht eine wissenschaftliche Erörterung zu wagen mit Belegen, Anmerkungen oder historischen Thesen. Das Wissen, aus dem ich schöpfen konnte, ist so öffentlich wie der Gottesdienst. Ich habe nichts Neues dazu beigetragen, höchstens verstreutes und zum Teil vergessenes Wissen aufgeführt. Doch wenn man nun dies alles gelesen und verstanden hat, sieht man das Bild schon mal „mit anderen Augen“. Der Zweck erfüllt sich jedoch nicht in dem Moment, wenn ich das



alles entschlüsselt habe und nun das Bild zu „lesen“ vermag. Es ist ein Bild zum Beten, wie alle Ikonen. Die Gedanken machen sich nun bildhaft in mir fest. Im sich wiederholenden Blick auf das Motivgeflecht verfestigt sich Glaube und wirft, so ich es zulasse, in mir Fragen auf. Wie steht es um mich? Entspreche ich den Gaben des Geistes? Erfahre ich sie? Sehe ich mich dazu berufen, selbst wie jene Geistengel meinem Nächsten gegenüber zu handeln?

Eine erste Identifikation kann sich ergeben mit den vier „Visionären“, Mose, Jesaja, Ezechiel und Jakob Israel. Wie sie, wird mir etwas vor Augen gestellt, was nicht vor Augen liegt. Glaube ist Schauen auf das Unsichtbare, schreibt Paulus an die Gemeinde in Korinth (2 Kor 4,18). Gott offenbarte sich nicht nur einst vor tausenden Jahren mir fremden Menschen, sondern auch mir heute, vermittels der Offenbarung Christi, und zwar im Geschehen der Liturgie, des Gottesdienstes, und eben in der Begegnung der Blicke von mir und der Ikone auf mich. Denn das machen Ikonen mit ihrer Umgekehrten Perspektive: Sie blicken auf mich. Ihr Bildhorizont liegt weniger in einer imaginären Bildtiefe in ihnen selbst als in meinem nicht virtuellen, sondern wirklichen und wahrhaftigen Herzen.

Die meisten Blicke der Personen im Bild schauen auf das Heraustreten Christi unten in der linken Ecke und lenken damit auch unsere Blicke dorthin: Christus tritt aus dem Tempel, aus Jerusalem uns entgegen, wie in der Göttlichen Liturgie durch die Königstür der Ikonostase in Evangelium und Abendmahl. In der Osterzeit ist diese Königstür auf Wochen zeichenhaft geöffnet, denn aus dem Blickwinkel des Auferstandenen erst ist das Opfer Christi, also der Altar (hinter der Ikonostase) recht zu verstehen.

Aber es geht noch um Weiteres mit der Ikone: Wer ist dem Betrachter Maria? Sie ist „Gottesmutter“, „Gottesgebärerin“. Das lehren die altkirchlichen Glaubensbekenntnisse, mit denen auch unsere Lutherischen Bekenntnisschriften anheben.



In Maria und Christus kehrt sich ein Vorgang um. Der Geist Gottes nahm Fleisch an. Gott wurde Mensch: „Den aller Welt Kreis nie beschloss, der liegt in Marien Schoß, er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein“, dichtete Martin Luther 1524. Und Nikolaus Herman fügte dreißig Jahre später in seinem Weihnachtslied unseres Gesangbuchs hinzu: „Heut schließt er wieder auf die Tür zum schönen Paradeis; der Cherub steht nicht mehr dafür, Gott sei Lob, Ehr und Preis!“ Doch ins Paradies kann nur eintreten, in dem Gottes Geistes regiert, der sanftmütig ist und dem nach Gerechtigkeit und Frieden dürstet und hungert.

In unserem Glauben, und das heißt hier sehr konkret im Schauen des Bildes, nehmen wir Gottes Geist an, unser Leben lang, dem Himmel entgegen gehend. Darin liegt die Würde des Alters und nicht nur, dass man die Alten auch noch leben lässt und wie Kranke versorgt.

Robert Spaemann hat 2008 in Hannover einen Vortrag gehalten zum Thema „Seelen“: Der Mensch unterscheidet sich dadurch vom Tier, das durchaus auch seine Seele hat, dass wir es bei uns zudem auch mit dem Geist zu tun haben. Dieser ist nicht nur aus dem jeweiligen Menschen selbst heraus zu verstehen, er wird nicht aus mir selbst geboren: „Geist haben heißt, sich nicht für den Mittelpunkt der Welt halten, sondern für einen unter anderen.“ Es macht uns aus, dass wir nicht nur für uns und aus uns selbst sind. Die Geistesgaben nach Jes 11, die unser Bild in Engeln personifiziert, beziehen sich auf den Anderen. Es sind Taten, Vorgänge, Ereignisse. Weisheit ist nicht nur die Sammlung von Einsichten, sondern Lebensweise. Weisheiten sind das eine, ein Weiser etwas anderes.

Ein Anderer bin ich auch für Gott. Wir stehen ihm gegenüber und sind nicht einfach ein Teil von ihm. Wir sind seine Schöpfung.

Unser Glaube gehört zu unserem Bewusstsein. Wir „haben“ den Geist Gottes nicht. Wir stehen ihm gegenüber, lassen uns von ihm prägen. Wir entsprechen



mit unserem Geist im besten Fall ein wenig dem Geist Gottes. Wir wagen uns mit den Engeln auf die Sprossen der Himmelsleiter, denn Gott lädt uns ein, ihm nahezukommen.

Und das ist auch Aussage der Ikone, das sagt sie mir: Maria ist nicht nur Mutter Gottes, sondern auch unsere Mutter im Geist. Sie hat als Erste Gottes Geist in einer Weise empfangen, wie kein Prophet vor ihr. Wir empfangen diesen Geist nicht wie sie durch den Engel Gabriel, sondern durch Christus. Einer größeren Klarheit bedürfen wir nicht. Diesen Brunnen lebendigen Wassers schöpfen wir nicht aus. Augustinus verglich unser Verstehen mit einem Menschen, der mit einem Löffel vor dem Meer steht.

Eine Mutter muss nicht alles verstehen, was ihr Kind mit der Zeit verstehen wird, dennoch liegt in ihr schon Ursprung und Ziel des Kindes. Im Blick der Liebsten ist alles schon vorhanden, was die Liebe bringen wird. Darum reicht das Ja am Altar bis Lebensende.

So ist Maria die Mutter aller Heiligen, Königin der Engel. Sie ist Mutter aller Gläubigen in höherem Maße, als Abraham der Vater unseres Glaubens ist. In ihr ist der Same auch unserer Auferstehung gelegt. Im Anteil am Geist Gottes ist uns, die wir sterben müssen, Ewigkeit gegeben, weil wir Gottes Geist mit unserem Leben zu entsprechen suchen und Gott uns dahin führt. Alles, was uns gelingt, „Frucht bringt“, wie die Bibel sagt, ist Gottes Geschenk, Gnadengabe.

Sich in die Glaubenswelt dieser Ikone einzulassen, bedeutet, sich seines Lebens vor Gott bewusst zu werden. So wie Christus aus der geschlossenen Tür tritt, erklimmen wir mit den Engeln die Leiter zum Himmel. Das geschieht jedoch nur, wenn wir dem Verhalten der Geistengel lernen zu entsprechen.

Zusammengefasst sind diese Geistesgaben in der Liebe. Liebe zeichnet sich dadurch aus, dass es ihr nicht reicht, den eigenen Leib zu opfern, alles Mögliche Gute zu tun



oder zu wollen. Sie realisiert sich, in dem sie vom Anderen angenommen wird. Und wenn ich auf Erden nur Undankbarkeit ernten sollte, so nimmt Gott entgegen, was man uns hier an gutem Willen aus den Händen schlägt. Darum führen auf Bildern vom Jüngsten Gericht Engel die Glaubenden an ihren Händen zum Tor des Himmelreichs. Man lese dazu auch Lukas 1, vor allem Vers 38 - Maria aber sprach zum Engel: „Siehe, ich bin des Herren Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast.“

Wie die Engel gehen wir nicht nur hinauf zu Gott, sondern auch hinab. Gottes Geist im Herzen haben wir unserem Nächsten unendlich viel in Wort und Tat zu sagen. Mit seiner Liebe erhebt er uns dann wieder und wieder, lassen wir unsere Herzen zu ihm erheben.

Wir glauben nicht an Maria wie an Christus oder Gott, den Vater und den Heiligen Geist, doch wir glauben mit Maria, die darin unsere Mutter in geistlichen Sinn ist.

Martin Luther begann 1521 seine Auslegung des Magnifikat mit diesen Worten:

„Um diesen heiligen Lobgesang ordentlich zu verstehen, ist (darauf) zu merken, dass die hochgelobte Jungfrau Maria aus eigner Erfahrung redet, darin sie durch den heiligen Geist erleuchtet und gelehrt worden ist. Denn es kann niemand Gott noch Gottes Wort recht verstehen, er hab's denn unmittelbar von dem heiligen Geist. Niemand kann's aber von dem heiligen Geist haben, er erfahre es, versuch's und empfinde es denn. Und in dieser Erfahrung lehrt der heilige Geist als in seiner eigenen Schule, außerhalb derer nichts gelehrt wird als nur leere Worte und Geschwätz. So lehret der heilige Geist die heilige Jungfrau, als sie an ihr selbst erfahren hat, dass Gott in ihr so große Dinge wirket, obwohl sie doch gering, unansehnlich, arm und verachtet gewesen, diese reiche Kunst und Weisheit, dass Gott ein solcher Herr sei, der nichts anderes zu schaffen habe, als nur zu erhöhen, was niedrig ist, zu erniedrigen, was da hoch ist,...



Gottes Art ist, von der Höhe aus in die Tiefe zu schauen...
Menschenart ist, aus der Tiefe in die Höhe zu schauen.“

Besser lässt sich der Sinn unserer Ikone nicht in Sätze fassen.

Bildertheologie nach Johannes von Damaskus

Johannes von Damaskus richtete drei Verteidigungsschriften der Bildbefürworter gegen Kaiser Leo III (byzantinischer Kaiser von 717-141). Die Gegenseite wollte Bilder ganz aus dem Gottesdienst verbannen, weil sie diese als Verletzung des Bilderverbots des Dekalogs ansah.

Johannes fasste nicht nur Christus als Bild des Vaters auf. Die gesamte Schöpfung verstand er als sichtbare Seite von Gottes Wirken. Das Bilderverbot des Alten Testaments bezöge sich auf den Irrtum, das Bildhafte selbst für das zu nehmen, was es nur darstellt. In dieser Weise würde ein Bild im Liturgischen zum Götzen. Gott ist unsichtbar und damit nicht anders darstellbar, als in dem, was sein Wirken zeigt. Grundlage einer Bildtheologie ist damit die Inkarnation Gottes selbst.

Ikonen geben eine abstrahierende Ähnlichkeit von Ereignissen und Personen, von Wundern, die von der Herrlichkeit Gottes erzählen, die selbst als solche nicht darstellbar sind. Anteil an Gottes Herrlichkeit erhalten nur die erlösten Menschen, keine heiligen Gegenstände.

Das Bild vermag Verborgenes zu offenbaren. Es vermag etwas anzuzeigen, was weit entfernt ist. So kann man dank der Bilder Gutes zu begehren lernen. Zum



Gegebenen, der Natur eines Geschehens, kommt „nach Übereinkunft und Nachahmung“ das Bild. Zum Begriff des Bildes gehört nach Johannes auch die Vorstellung überhaupt, also auch dessen, was noch zukünftig ist. Wir denken in Bildern. So stellen wir uns die körperlosen Engel vor als Wesen mit Körpern. Bilder wie Sonne, Licht und Strahl geben die Trinität „von ungefähr“ (amydros; subobscure) wieder. Wie Vorstellungen Künftiges uns jetzt schon präsentieren, so auch Vergangenes als Erinnerung. Dabei ist nicht mehr nur vom gemalten Bild die Rede, sondern allgemeiner auch vom Typos, einem Muster.

Göttliche Natur ist nicht umgrenzt, völlig ungeformt, gestaltlos und unbegreifbar. Aber schon, wenn wir das geistig wahrnehmen wollen, müssen wir es in Umrissen, geformt und in Gestalt tun. Dafür bedürfen wir des Verstandes und der Unterredung.

Johannes spricht von „Dienern, Freunden und Miterben Christi, Diener von Natur aus, Freunde aus freiem Willen (Vorsatz, Auswahl), Söhne und Miterben auf Grund göttlicher Gnade“ (vgl. Joh 17,24), denen Verehrung im Sinn der Ikonen gebührt.

So sind auch die Engel nur Diener Gottes. Sie sind keine Götter. Bringe ich Gott Ehrfurcht entgegen, dann auch seinen Freunden. Freunde werden Menschen durch Christus. Wir können uns hier an die Theologie von Pawel Florenskij erinnern, der in seinem Werk „Der Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit“ (11. Brief) sein Kirchenverständnis auf dem theologischen Begriff des Freundes gründet. Christus ist Gott, aber eben auch Mensch, und somit gewinnt unser Verhältnis zu Gott eine neue Ebene. Entsprechend der Deutung von Psalm 8,6 steht der Mensch über den Engeln, denn er ist durch das Fleisch und Blut Christi geadelt worden, ist gewissermaßen Gott verwandt geworden. Im Unterschied zu den Engeln werden die Menschen im Gericht Gottes Beiwohner und Teilhaber der göttlichen Herrlichkeit. Sie sitzen am Tisch Gottes. Wir können als „heilige Söhne



Gottes“ Miterben Christi sein. Entsprechend können Heilige, bzw. ihre Bilder oder Reliquien verehrt werden.

In den nächsten Abschnitten unterscheidet Johannes verschiedene Formen der Verehrung, auch um den Unterschied zur Anbetung eines Gottes deutlich zu machen.

Verehrung selbst ist eine Art Zeichen, und zwar des Niederfallens, der Verbeugung und Demut. Die alte lateinische Übersetzung gibt die „Proskynese“ mit „Adoratio“ – Anbetung wieder. Das ist eine überaus folgenreiche Übersetzung, die gerade in unserem Zusammenhang viel Verwirrung stiftete. Die Proskynese kann Anbetung sein, aber gerade hier wird sie von ihr bewusst und aus gutem Grund unterschieden. Im griechischen Begriff steckt das Wort „küssen“. Es bezeichnet wörtlich die Geste, „die Hand an den Mund zu legen und mit einem Kuss seine Ehrfurcht zu bezeigen“ (Valentin Ch. F. Rost: Griechisch-Deutsches Wörterbuch 1874 II S. 367). Von Gebet ist in diesem Wort also nicht ausdrücklich die Rede, Proskynese ist für das Beten die begleitende Geste.

Die erste Art der Verehrung ist nach Johannes die den Dienern entsprechende, die wir nur Gott erweisen. Alle Menschen dienen Gott, die einen aus freiem Willen, die Dämonen gezwungenermaßen. In diese Kategorie fällt das Gebet. Auch die zweite Art gebührt Gott, das ist die Verehrung seiner Herrlichkeit, des Wunders, „Licht des Guten, unvergleichliche Süße, unbeschreibliche Schönheit, Abgrund der Güte, unergründliche Weisheit, unendliche Macht, allein würdig und wert, dass man ihn um seinetwillen bewundert, verehrt, verherrlicht und begehrt.“ Johannes gibt uns hier eine wunderbare Beschreibung der Herrlichkeit Gottes. Auch die dritte Art der Verehrung, der Dank gelte Gott, ebenso die Bitte in der „Hoffnung auf gute Taten“. Auch die Umkehr (Metanoia, lat. als poenitentia wiedergegeben) und das Bekennen gelten Gott. Erst nach diesen fünf Arten der Verehrung wendet sich Johannes dem zu, wie wir Geschöpfen Verehrung zukommen lassen können.



Zuerst komme Verehrung allen zu, auf denen Gott ruht, Ruhe gefunden hat. Im Lateinischen heißt es: In denen Gott ruht. Doch das verschiebt bereits die Bedeutung. „Auf etwas“ zeigt den bleibenden Unterschied, wie die Hand zum Segen auf dem Haupt ruht. „In etwas“ legt den Gedanken nahe, dass es zum Teil geworden ist, ein Eigentum, eine Eigenschaft des Menschen.

Es ist ein schönes Bild, sehen wir Gottes Segen auf uns ruhen. Es macht deutlich, dass Gottes Geist nicht mit dem Menschen derart verschmilzt, dass er Teil von ihm würde. Segen ist nicht Magie. Gottes Geist geht nicht durch die Hände des Priesters auf esoterische Weise in den Gesegneten hinein. Gottes Geist auch in uns ist nicht etwas, was wir uns zu eigen machen könnten, wie man Dinge besitzt. Die Geschichte zu dieser Verwechslung ist die von Simon Magus in der Apostelgeschichte 8. Den Geist Gottes zu empfangen, bedeutet nicht, ihn zu besitzen, so dass man ihn für seinen eigenen halten könnte und damit umgeht wie mit verfügbarem „geistigen Eigentum“. Simonie ist nicht nur ein Problem vergangener Jahrhunderte.

In Christus sind beide Naturen, die göttliche und die menschliche. Dafür fand die Alte Kirche die christologische Formel: Unvermischt und Ungetrennt. Für uns greift diese Formel der beiden Naturen Christi auf andere Weise. Wir haben keine göttliche Natur in uns. Gottes Kinder sind wir zwar, aber nicht wie der „eingeborene Sohn“. Gottes Geist wird uns nicht zu unserer Natur.

Wir sehen den Unterschied auf der Ikone vom Unverbrennbaren Dornbusch an der Gestalt Marias. So stellt Johannes von Damaskus als Beispiel denn auch sogleich allen Glaubenden Maria als Gottesgebälerin voran. Wir sind heilig infolge der Erwählung Gottes, seinem Innewohnen (1 Kor 3,16) und der Teilnahme, der Synergie. Aber immer bleibt der Unterschied zwischen Gott und Mensch deutlich. Der Dornbusch verbrennt nicht, Gott und Mensch verschmelzen nicht ineinander, so verbunden sie auch sind. Wir werden Gott nur



ähnlich, bilden Gott ab. So kann man vom Glauben reden, „wie man das glühende Eisen Feuer nennt“, es aber „nicht von Natur aus“ ist.

Im Diener wird auch der Herr geehrt. Das gilt dann für Bilder und Reliquien. Sie sind Zeichen für das Heilswirken Gottes. In ihnen wird also ebenfalls Gott geehrt.

Eine weitere Art der Verehrung gilt dem Gottes Wirken Zugeschriebenen wie Evangelium und liturgische, d.h. geweihten Gegenständen. Geweiht werden auch Ikonen. So sind sie kraft der Weihe als Wort Gottes anzusehen.

Eine andere Art der Verehrung gilt nach Johannes den alttestamentlichen Vorbildern. Eine weitere ist gegenseitiger Respekt unter Gläubigen, „weil wir Anteil an Gott haben und nach dem Bild Gottes geschaffen sind, indem wir einander demütigen Sinnes begegnen und das Gesetz der Liebe erfüllen.“ Auch denen, die „Herrschaft und Vollmacht besitzen“ gebührt Ehre, sowie den direkten Herren und Wohltätern.

Mit anderen Worten, alle Verehrung gilt letztlich Gott, und zwar in seinen Gaben. Die Verehrung ist ein Zeichen (symbolos, significatio). Schließlich zitiert Johannes den Kirchenvater Basilius: „Die Ehrfurcht vor dem Bild geht nämlich auf das Urbild (Prototyp, Archetyp) über.“

Das so verstandene Bild hat nicht Gott, sondern den Menschen zum Objekt. Diese Bilder sind Sprachmittel Gottes, nicht um uns zu überzeugen, sondern um uns Heil zu schenken, Anteil an seiner Herrlichkeit zu geben, uns zu reinigen von Sünde. Als Sünde erkennen wir in diesem Zuge alles, was uns (in unserem Miteinander) vom Heil und von Gott trennt, uns für den Himmel untauglich macht.

Johannes von Damaskus spricht nicht nur von göttlicher Liturgie, sondern auch von göttlichen Theologen, wie sie auf der Ikone der Drei Hierarchen dargestellt sind. Der Theologe spricht nicht über Gott, nicht einmal von Gott, sondern Gottes Geist spreche aus ihm. Er ist zum



apostolischen Dienst berufen, also sehr nahe am Pfingstgeschehen. Die einfache Predigt ist bedeutender als ein Werk, das vor Gelehrsamkeit und Richtigkeit strotzt.

Gottes Offenbarung geschieht im Bild dessen, der nicht abbildbar ist, auch weil wir irdisch und als Geschöpfe nicht anders denken und sprechen können als im Umreißen, Begreifen und Verstehen. Der Widerspruch dieser Aussage löst sich so auf: Abgebildet wird Irdisches, das erzählt vom Himmlischen. Das Bild ist eine von Gott gewählte und ihm angemessene Art, sich zu offenbaren. Seine Herrlichkeit ist der Autor auch der Ikonen, das besiegelt ihre Weihe.

Auf der Ikone der Hierarchen ist über den drei Theologen mit ihren Büchern Christi Antlitz auf dem Tuch zu sehen. Dies ist das Bild des Urbildes, das „wahre Bild“, Abdruck, Wirkung. Das geht auf die Legende von Berenike (lat. Veronika) zurück. Es ist nicht ein Bild, das sich jemand von Christus gemacht hat, sondern das von ihm selbst bewirkt wurde.

In nächster Stufe sind die Theologen in ihrer apostolischen Funktion zu sehen, als Prediger und Klarstellende. Sie lehren den Betrachter, indem sie ihnen nicht nur etwas sagen oder geben, sondern uns begegnen. Die Ikone baut diese Brücke des Geistes und der Kraft, die Lessing so vermisste. So sollte man Ikonen verstehen, das heißt, in ihr die Begegnung mit Gott suchen, sein Wirken glaubend wahrnehmen. Das entspricht dem Taufbefehl: Lehrt die Völker halten, was Christus uns befohlen hat. Seht, er ist bei uns alle Tage. Das geschieht, wenn wir eine Ikone glaubend betrachten, das ist Liturgie.



Aus orthodoxer Liturgie

Der Herr hat mich aus dem Staub der Erde gebildet und
mit seinem Geist beseelt.

Er hat mich als Fürsten aller Sichtbarkeit geehrt und
lässt mich mit Engeln verkehren.

Doch Satan hat mich verlockt und von Gottes
Herrlichkeit getrennt. Er stößt mich im Tod zurück zu
Erdenstaub.

Zum Paradies, dem von Gott uns erschaffenen Zelt,
heilige Heimat, ist das Tor mir verschlossen.

Im Geheimnis des Glaubens besingen wir dich,
Gottesmutter Maria. Aus dir trat Gott im Menschenkleid.

Mein Bildner hat sich umhüllt mit meinem Gewand und
Adam vom alten Fluch befreit.

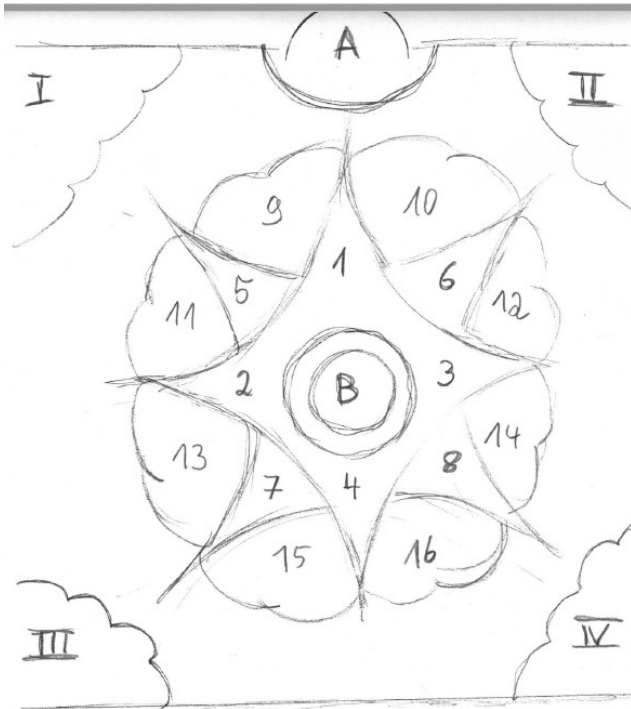
Heilige Herrin, du öffnest allen Gläubigen des Paradieses
Tore, die Adam durch seine Sünde verschloss. Des
Erbarmens Pforten schließe mir auf.

Christus, meine Macht, mein Gott und Herr! So singt die
heilige Kirche, aufjauchzend, festlich sich freuend.

Erbarmer, erbarme dich mein, des Verirrten.

Frei nach der Liturgie zum vierten Vorfestensonntag





Die Themen der Ikone im Einzelnen:

A – Gottvater

B – Maria mit Christus

Die alttestamentlichen Szenen:

I Mose am Dornbusch / **II** Jesajas Vision vom Reis Isais

III Ezechiels Vision vom verschlossenen Tor / **IV** Jakobs Himmelsleiter

1-4 Engel vor dem Sternenzelt

Evangelisten:

5 Matthäus / **6** Johannes / **7** Markus / **8** Lukas

Geistengel nach Hebräer 1 und Jes 11:

9 Gottesfurcht / **10** Geist des Herrn / **11** Weisheit / **12** Verstand / **13** Rat / **14** Festigkeit / **15** Gotteserkenntnis / **16** Frömmigkeit



Inhaltsverzeichnis:

<i>Ikonentypen</i>	1
<i>Die Ikone vom Unverbrennbaren Dornbusch</i>	4
<i>Der Akafist zur Ikone</i>	7
<i>Dreifaltigkeit Gottes und Maria, die Gottesmutter</i>	11
<i>Die vier alttestamentlichen Bilder</i>	14
<i>Die Engel der inneren Sternenblätter</i>	23
<i>Die Evangelistensymbole</i>	25
<i>Die acht Engel in den Wolken</i>	26
<i>Die einzelnen Geistengel</i>	30
<i>Nikita, der Märtyrer</i>	40
<i>Die Ikone als dogmatisches Meditationsbild</i>	42
<i>Marienikone</i>	46
<i>Betrachter der Ikone</i>	51
<i>Ikonen als Liturgie</i>	57
<i>Zur Auslegung der Geschichte vom Dornbusch</i>	59
<i>Die Ikone der drei Hierarchen</i>	73
<i>Heilsspiegel</i>	77
<i>Bildertheologie nach Johannes von Damaskus</i>	79
<i>Anhang</i>	85

